

# Besprechungen und Anzeigen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Geschichte = Indicateur de l'histoire suisse**

Band (Jahr): **14 (1916)**

Heft 2

PDF erstellt am: **11.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Besprechungen und Anzeigen.

Wir bitten um Zustellung von Rezensionsexemplaren derjenigen Arbeiten, deren Besprechung an dieser Stelle gewünscht wird.

**J. Weiss.** Elementarereignisse im Gebiete Deutschlands; Bd. I. Die Elementarereignisse vom Beginn unserer Zeitrechnung bis zum Jahre 900. — 92 S. 8°, Wien 1914.

Im September 1906 beschloss die Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Museumsvereine in Wien, eine Sammlung der historischen Nachrichten über Elementarereignisse und physisch-geographische Verhältnisse herauszugeben. Verschiedene Wissenschaften verlangen nach einer solchen Quellensammlung. Sie müsste vor allem der Wirtschaftsgeschichte, der Geographie des Menschen und der physikalischen Geographie dienen, indem sie für vergangene Zeiten den Zusammenhang zwischen Natur und Mensch beleuchtet und wertvolle Hinweise auf die klimatischen Verhältnisse, ihre Schwankungen und deren Wirkungen bringt. Unter den Geographen des Arbeits-Ausschusses finden wir den Namen Brückners, der wiederholt die Frage der Klimaschwankungen und damit im Zusammenhang die Völkerwanderungen alter und modernster Zeit behandelt hat.

Das Werk soll für das Gebiet Mitteleuropas die Schriftstellen bringen, die über physisch-geographische Verhältnisse und ihre Folgen berichten. Der erste Teil, vom Beginn unserer Zeitrechnung bis 900, ist erschienen. Der Herausgeber, J. Weiss, hat den griechischen und lateinischen Text der sorgfältig gesammelten Quellen mit Erläuterungen und mit Hinweisen auf gleichzeitige Erscheinungen im übrigen Europa versehen. Die Sammlung soll bis zur Neuzeit fortgesetzt werden. Aus dem Gebiete der heutigen Schweiz werden u. a. Überschwemmungen der Rhone in den Jahren 563 und 580 gemeldet; es wird erzählt, dass im Jahre 598 im Thunersee sehr heisse Quellen zu Tage getreten seien und dass der Gegend von St. Gallen im Jahre 882 eine reiche Weinernte beschieden war. Das Werk ist daher auch für unsere Landesgeschichte wertvoll.

Zürich.

Dr. O. Flückiger.

**Schweizer Kriegsgeschichte.** Im Auftrag des Chefs des Generalstabes, Oberstkorpskommandant Sprecher von Bernegg, bearbeitet von Schweizer Historikern unter Leitung von Oberst M. Feldmann und

Hauptmann H. G. Wirz. Heft 1, 8<sup>o</sup>, 103 S. Bern, Biel, Zürich, Ernst Kuhn.

Das vom Chef des schweizerischen Generalstabes in die Wege geleitete Unternehmen nimmt mit der ersten Lieferung einen vielversprechenden Anfang. Es war ein guter Gedanke, der eigentlichen Kriegsgeschichte ein Kapitel über die politischen Verhältnisse der Schweiz in den ältesten Zeiten vorauszusenden. Prof. G. Meyer von Knonau stellte die ausschlaggebenden Tatsachen, Erscheinungen und Wandlungen in wohldurchdachter Kürze und einwandfreier Behandlung lehrreich zusammen. Was hier für die Gesamtschweiz geschah, besorgte R. Durrer im besondern für die drei Waldstätte. Seine Darstellung der ersten Freiheitskämpfe musste sich zu einer eigentlichen Geschichte von Schwyz, Unterwalden und Uri erweitern, da sich ohne die Kenntnis der Rechtsverhältnisse die Freiheitsbestrebungen dieser drei Gemeinwesen nicht verstehen lassen. Der Verfasser konnte kein neues urkundliches Material beibringen, er musste mit den Akten arbeiten, die Oechsli in dem Festbuche des Jahres 1891 gesammelt hat. Aber dass sich dem bereits bekannten, spröden Material durch Verwertung der neuesten Ergebnisse der rechtsgeschichtlichen Forschung, durch genaue Kenntnis der Geschichte der drei Länder, ihrer ständischen und bäuerlichen Verhältnisse und der baulichen Überreste aus alten Zeiten neue Seiten abgewinnen lassen, dafür lieferte Durrer vielfache Beweise in kleinen und grossen Arbeiten, die er in dem Jahrbuch für schweizerische Geschichte, im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde und in den Archives héraldiques veröffentlicht hat. Seine an zerstreuten Orten niedergelegten Ansichten vereinigt er nun zu einem die Entstehung der Eidgenossenschaft beleuchtenden Gesamtbilde; da und dort führte er den Pinselstrich etwas schärfer als früher, oder fügte er dem Bilde einen neuen Zug bei. Wer ihm auch nicht in allem zustimmen kann, muss anerkennen, dass hier neue Aussichten geöffnet sind und dass die sich aufdrängenden Fragen mit Scharfblick angepackt wurden. Wir wollen nur wenig hervorheben. Schon in seiner vor fünf Jahren erschienenen Abhandlung über die Einheit Unterwaldens setzte er das älteste Bündnis der Eidgenossen in den Anfang der 40<sup>er</sup> Jahre des 13. Jahrhunderts. Ein direkter Beweis lässt sich dafür allerdings nicht erbringen, aber die allgemeinen Umstände sprechen doch so sehr zu gunsten dieser Auffassung, dass man sie nicht als eine halt- und grundlose Hypothese betrachten darf. Sehr hübsch ist auch die Art, wie Durrer einzelne Züge der Sage als geschichtliche Möglichkeiten zu retten sucht, allerdings ohne sie zeitlich irgendwie festzulegen und ohne Wilhelm Tell, den er als einen der Sage fremden Bestandteil ausscheidet. Gespannt durfte man sein auf Durrers Darstellung der Morgartenschlacht. Er entscheidet sich für den Kampfplatz am obern Ende des Ägerisees, zwischen Schaffstetten und Figlenfluh und das mit einer so vorzüglichen und einleuchtenden Begründung, dass die Annahme, der Kampf hätte auf Zugerboden stattgefunden, nicht mehr haltbar scheint. Sogar die 40 Verbannten, die «achter und einunger», kommen wieder zur Anerkennung mit dem Nachweis, dass deren Anzahl nichts Ungewöhnliches bedeutet.

Auch überrascht nicht wenig die wohl richtige Bemerkung, dass die im Brunnenbund vom 9. Dezember 1315 aufgenommenen neuen Bestimmungen durch die innern Verhältnisse Unterwaldens veranlasst worden sein möchten.

So steckt Durrers Arbeit voller Feinheiten und fruchtbarer Anregungen, die weiter wirken werden. Der Verfasser weiss, dass er das letzte Wort nicht gesprochen hat, dass es noch manches zu deuten und zu erklären gibt. Als sprechender Beleg für die Richtigkeit dieser Annahme erschien der schöne Artikel von Karl Meyer über den Urner Freiheitsbrief von 1231, in welchem den Worten *super requisitione nostrae precariae et solutionis* eine neue Deutung abgewonnen wird.

Bern.

G. Tobler.

**Salomon Steinberg.** Die Proselyten der Stadt Zürich. Ein Beitrag zur Psychologie der Geschichte des Überläufers, Zürich. A. Schaufelberger 1914. (Separatabdruck aus der Schweizerischen theologischen Zeitschrift XXXI. Jahrgang.) 50 S.

Der Verfasser ist an seinem Thema mehr psychologisch als historisch interessiert, wie schon der Nebentitel ausdrückt, er will «auf dem Weg der psychologischen Analyse den historischen Typus des Überläufers in seinem Sein und Wesen belichten», er will «den Überläufer auf seine Psychologie, seinen Charakter, sein soziales Leben hin untersuchen». Dabei fasst er den Begriff Proselyt so weit als möglich, er will dazu nicht nur Juden, Mohammedaner, Katholiken, die an die Türen der evangelischen Kirche anklopfen, verstehen, sondern auch Mennoniten, Sozinianer, ja selbst hugenottische Flüchtlinge. Warum? weil an alle diese Kategorien aus der zürcherischen Proselytenkammer Unterstützungen vergeben wurden. Das gibt nun aber ein ganz verworrenes Bild des Proselyten, wenn nicht einmal der fremde Glaube ein Kennzeichen sein soll, und der Historiker wird mit dieser Begriffsbestimmung nichts anfangen können. Es mag ja psychologisch einen gewissen Reiz haben, wie es der Verfasser tut, immer wieder die drei Typen des Ritters, des Mönchs und des Juden vom Mittelalter her aufrücken zu lassen und über diesen Ausklang des Mittelalters in der Neuzeit geistreiche Reflexionen zu verschwenden, — besser wäre gewesen, er hätte weniger geben wollen und sich auf das sehr interessante Teilthema des jüdischen Proselyten beschränkt, eventuell noch den katholischen Konvertiten dazu genommen. Das immerhin Neue und Lehrreiche der Arbeit liegt in manchen Detailmitteilungen, Bittgesuchen, Signalisierungen etc., die einen Einblick in die trostlosen sozialen Verhältnisse dieses religiösen Bettelvolkes gewähren. Dass bei den Motiven zum Übertrittsbegehren Not und Eigennutz meistens die Hauptrolle spielten, dürfte allgemein bekannt gewesen sein.

Der Verfasser schildert im zweiten Teil seiner Arbeit die Massnahmen der zürcherischen Stadtbehörden gegenüber den Proselyten. Das wichtigste ist die Errichtung einer besondern Proselytenkammer zu Ende des 17. oder

Anfang des 18. Jahrhunderts (ein genaues Datum fehlt), nachdem bis dahin der Examinatorenkonvent die Gesuche um Aufnahme in die Kirche und um Unterstützung zu erledigen gehabt hatte. Das Institut erhielt sich bis zur Helvetik und ist noch von J. J. Wirz genau geschildert worden. Bern hatte eine gleiche Institution, während Basel zu Anfang des 18. Jahrhunderts einen Versuch machte, aber nach wenig Jahren davon abstund. Ein Vergleich des zürcherischen Instituts mit dem bernischen müsste für den Historiker lehrreich sein. Ich füge aus der Korrespondenz des Antistes Em. Merian in Basel hinzu, dass laut einer Mitteilung des zürcherischen Antistes Ulrich die Zürcher Proselytenkammer in der spätern Zeit sich nur noch reicher oder hinlänglich bemittelter Proselyten annahm, aus Besorgnis, die ärmern unter ihnen könnten der Stadt zur Last fallen. Das hatte dann zur Folge, da auch Basel, Schaffhausen, Genf keine Proselyten mehr annahmen, dass sich alles in unglaublicher Menge auf Bern warf, wodurch die Berner Proselytenkammer ebenfalls ganz abgeneigt wurde (Dekan Wyttenbach an Antistes Merian 1782).

Vorübergehen darf ein Historiker, der in diesen Fragen arbeitet, an der Steinberg'schen Broschüre nicht, aber er wird sich das historisch wertvolle Material erst herausklauben müssen und die psychologischen Belehrungen rings herum bei Seite lassen.

Basel.

P. Wernle.

**Ernst Gagliardi.** Die Schlacht von Pavia auf den Teppichen des Museums zu Neapel (zweiter Teil). — CXI. Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft (Artillerie-Kollegium) in Zürich auf das Jahr 1916. Zürich. Kommissionsverlag Beer & Co. 21 S. und 8 Tafeln.

Gagliardi beendet in dem vorliegenden Neujahrsblatt seine wertvolle Arbeit über die Schlacht von Pavia, deren erster Teil bereits früher angezeigt worden ist. Die jetzt in Neapel aufbewahrten niederländischen Teppiche, die das Bild der Schlacht wiedergeben, werden nach der sachlichen und künstlerischen Seite eingehend geschildert und auf ihren panegyrischen Zweck hin kritisiert; daneben ist noch einiges in dem ersten Neujahrsblatte aus der Literatur Übersehenes nachgetragen worden. Der an dieser Stelle ausgesprochene Wunsch nach einer Wiedergabe der Teppiche in vergrößertem Masstab hat in dankenswerter Weise Beachtung gefunden; das Kollegium der Feuerwerker hat einen erhöhten Kredit bewilligt und es dadurch möglich gemacht, dass vier besonders wichtige Episoden separat im Format des Neujahrsblattes mitgegeben werden konnten. Vielleicht gibt Gagliardis Aufsatz ausserdem dazu Anregung, dass eine neue Publikation aller Teppiche in grossem Masstab an die Hand genommen wird; nachdem der grosse Wert dieses Dokumentes auf so einleuchtende Art erwiesen worden ist, würden vielleicht auch teure Reproduktionen eine genügende Zahl von Interessenten finden.

Zürich.

E. Fueter.

E. Lüthi. Zum 5. März 1798. Ein Beitrag zur Geschichte der Helvetik. S. 79. Bern, Verlag von Stämpfli & Cie. 1916.

Die vorliegende Arbeit erstreckt sich weiter, als ihr Titel besagt. Sie umfasst die Jahre 1798—1803 und geht teilweise noch darüber hinaus. Der Verfasser verfolgt, wie er im Vorwort angibt, einen doppelten Zweck. Er will die Klagen, die sich über die Grenzbesetzung unserer Tage erhoben haben, zurückweisen, indem er ihnen die Drangsale gegenüberstellt, die unser Volk zur Zeit der Helvetik hat erdulden müssen. Dann schuldigt er den Geschichtsunterricht der Schule an, von der Helvetik nur ein mit schönen Farben bestrichenes Bild zu geben; er möchte daher zeigen, was uns die Franzosenzeit in Wirklichkeit gekostet hat. Er schöpft vornehmlich aus Strickers Aktensammlung, berücksichtigt aber auch die mündliche Überlieferung und bereits vorhandene Bearbeitungen der Zeit. In der Anordnung des Stoffes hält er sich nicht streng an die Reihenfolge der Ereignisse, sondern gruppiert den Stoff zwanglos und hebt die Teile heraus, die für seinen Zweck passen. Dabei hat er sich nicht ganz von Tendenz freigehalten, nicht immer den Abstand von den Begebenheiten gewahrt. Es ist auch ein Mangel der Arbeit, dass der Verfasser manche schwerwiegende Anklage gegen die fremde Invasion nicht mit Quellenangaben belegt hat. Er hat damit den grundsätzlichen Feinden seiner Auffassung den Angriff leicht gemacht. Ferner sind ihm Unrichtigkeiten unterlaufen, die in die Augen springen. So sagt er S. 5, schon 1790 seien in Bern alle Stadtbürger als wahlfähig erklärt worden, und anderswo, von den Errungenschaften der Helvetik habe die Mediation nur die Niederlassungsfreiheit beibehalten. Der aufmerksame Leser wird dergleichen noch da und dort finden. Immerhin ist es Lüthi gelungen, viel Wertvolles, das in Strickers Bänden verborgen lag, herauszuheben und das gesicherte Bild der Helvetik mit neuen Zügen auszustatten.

Der Verfasser hat es sich nicht entgehen lassen, aus den Quellen die blühenden Treue- und Friedensversicherungen der französischen Gesandten und Generäle vor dem Überfall zu einem Strauss zusammenzustellen (S. 45—47), den er mit einigem Behagen vor dem düstern Hintergrund der Tatsachen schwenkt. Den breitesten Raum der Arbeit nimmt die Ausplünderung der Schweiz durch die Sieger und die ihnen verpflichteten helvetischen Beamten ein, wobei Lüthi hervorhebt, wie sehr die unvermeidlichen Kriegslasten durch den rohen Übermut der Fremdlinge noch gesteigert wurden. Auch hier ist nicht alles quellenmässig belegt, aber doch soviel, dass an der Verelendung der Schweiz zur Zeit der Helvetik gar nicht gezweifelt werden kann. Lüthi führt auch zwei Urteile Napoleons an, worin sich dieser offen über die Ursachen und die Durchführung des Einfalls ausspricht, an und spielt sie geschickt gegen die dermalen wieder aufgefrischten Versicherungen aus, wie gut es die Franzosen mit uns gemeint hätten, als sie 1798 ins Land kamen.

Der schwächste Teil der Arbeit ist, wie Lüthi mit den übrigen Kantonen wegen ihres Verhaltens im März 1798 abrechnet. Nicht genug, dass sie Bern im Stich liessen, er wirft ihnen vor, 10 von ihnen hätten sich Frankreich

gegenüber verpflichtet, nicht für Bern einzustehen, ja sie hätten sich bereits über die Teilung des bernischen Schatzes und Gebiets geeinigt. Gewiss lässt sich ihre Mattherzigkeit, ihre Schadenfreude über Berns Not nicht entschuldigen; aber dass sich das alles zum Verrat an ihrem Bundesglied gesteigert hätte, dafür hat Lüthi den Beweis nicht erbracht; das Zeugnis, das er anführt, eine mündliche Mitteilung Stricklers (S. 6), genügt hier nicht.

Scheiden wir aus, was an Lüthi's Arbeit unhaltbar ist, so bleibt doch noch genug, was den Zweck der Arbeit erfüllt. Das Gute, das die Helvetik den spätern Geschlechtern gebracht hat, fand in diesem Rahmen nicht Platz.  
Bern. R. Feller.

**Frédéric Barbey.** Félix Desportes et l'annexion de Genève à la France, 1794—1799. D'après des documents inédits, avec huit gravures hors texte et deux plans. — 419 pages. Paris, Perrin; Genève, Jullien, 1916.

Le dimanche 15 avril 1798, la République de Genève cessait d'exister. Pendant seize années, elle allait faire partie de la République française puis de l'Empire napoléonien.

L'opinion presque unanime à Genève rendit le résident de France personnellement responsable de l'annexion: elle était le résultat de ses louches manœuvres. «Notre chère Genève n'est plus une république, écrivait Butin à Micheli, deux jours après l'événement. *Elle a péri par un coup de Divos*.<sup>1)</sup>

Quelques rares contemporains sont seuls d'avis que Desportes s'est borné à exécuter les ordres du gouvernement français. «Il ne fit que suivre les instructions du Directoire,» dit Jean-Louis Mallet. L'historien Bérenger est plus précis: «Naturellement bon, Desportes eût toujours été honnête si son gouvernement l'eût été, mais il lui était dévoué. Ceux qui en tenaient les rênes étaient à ses yeux de grands hommes; il voulait leur plaire et ne pensait point qu'il fût possible de s'avilir en faisant des actions viles qu'il commandait.»

«L'examen attentif de la correspondance de Desportes, des actes du Directoire exécutif et des archives genevoises nous a amené aux mêmes conclusions» déclare M. Barbey. (Introduction, p. VIII.)

M. Barbey est l'homme qui a le plus étudié la question de l'annexion de Genève à la France. Son livre, résultat de huit années d'investigations patientes et heureuses, n'est pas seulement bien écrit et d'un intérêt souvent poignant; il contient une foule de renseignements et de textes inédits ou peu connus. Nul ne peut prétendre être si bien documenté que lui sur son sujet, mais peut-être est-il permis au lecteur, à l'aide des documents que M. Barbey lui fournit, d'arriver sur certains points à des conclusions différentes des siennes et de trouver que si d'autres ont été trop sévères pour Desportes, il est lui-même trop indulgent.

«En étudiant au jour le jour la conduite du résident de France à Genève depuis son premier séjour à Genève en 1794 jusqu'à son départ en

<sup>1)</sup> Surnom donné à Desportes par les Genevois.

octobre 1798<sup>1)</sup>, en évitant de l'isoler, mais en la rattachant à l'histoire générale et à celle de la France, nous avons acquis, dit M. Barbey (Introd., p. VIII-IX), la conviction que les actes de Desportes répondaient dans le fond aux vues secrètes de la plupart de ses chefs.»

Que cet accord existe partiellement depuis le coup d'Etat du 18 fructidor (4 septembre 1797), nous l'admettons; que depuis janvier 1798, moment où l'intervention française en Suisse fut décidée, l'indépendance de Genève fût singulièrement menacée, cela est certain. Cependant, même alors, le Directoire répugnait à employer la violence, et il fallut toute l'astuce de Desportes pour que l'événement du 15 avril se produisît. En revanche, il résulte des textes publiés par M. Barbey que, bien avant le 18 fructidor, Desportes avait une politique personnelle, distincte de celle de ses chefs, et fort dangereuse pour Genève.

Desportes fit deux séjours à Genève, le premier du 11 décembre 1794 au 28 octobre 1795; le second, du 9 février 1796 au 23 septembre 1798.

M. Barbey constate (Introd., p. IX) que «le Comité de Salut public ne cessa, pendant le premier et court séjour de Desportes, de prêcher à son agent le respect complet de l'indépendance genevoise».

«N'oublie pas, disaient ses instructions (p. 18), que la République française a solennellement déclaré qu'elle n'entendait s'immiscer en aucune manière dans les affaires intérieures des gouvernements étrangers. Un principe sacré pour elle est celui de l'indépendance des Etats.» Cela n'empêche pas Desportes d'écrire au Comité de Salut public, dès le 14 février 1795 (p. 26): «Peut-être un jour la sagesse et la douceur de notre gouvernement porteront-elles les Genevois, fatigués de leurs dissensions intestines, à nous supplier eux-mêmes de les incorporer à notre auguste république.»

Simple boutade! observe M. Barbey. Cette boutade (qui reviendra constamment dans les lettres du résident) et son activité brouillonne qui le fait intervenir dans le ménage intérieur des Genevois déplaisent au Comité de Salut public qui lui répète, le 5 mars (p. 24): «Jamais il ne nous est arrivé de nous mêler du gouvernement de Genève, et tu sais aussi bien que personne que rien ne serait plus contraire aux principes de notre gouvernement... Le repos et le bonheur des hommes libres, que la nature a rendus nos voisins, voilà l'objet de tous nos désirs.»

Au mois de septembre 1795, Desportes qui se mêlait en Allemagne d'affaires qui ne le regardaient pas, fut rappelé à Paris.

Le 27 octobre 1795, le nouveau gouvernement français, le Directoire exécutif, entra en fonctions. Desportes était désolé de ses loisirs forcés, et il réussit à se faire employer par le nouveau ministre des Relations extérieures, Delacroix, à la rédaction de ses dépêches au gouvernement de Genève. Le Directoire ne songeait nullement encore à l'annexion, mais il avait certainement moins de scrupules que le gouvernement précédent, et son ministre

<sup>1)</sup> M. Barbey indique, p. 271, comme date du départ de Desportes, le 23 septembre 1798.



Delacroix, dont Desportes gagna promptement la confiance, en avait moins encore. Pourtant Delacroix estimait parfois nécessaire d'atténuer la violence des propos que le bouillant ex-résident voulait lui faire signer. Sur le brouillon d'une dépêche rédigée par ce dernier, on lit (p. 55): «Peut-être par la suite des temps les Genevois, lassés de leurs dissensions intestines et frappés de l'isolement auquel les condamne la fausse politique qui les tient séparés de nous, seront-ils les premiers à ambitionner le beau titre de citoyens français et à solliciter la faveur de jouir, sous les lois de la Grande République, d'une liberté plus entière et plus pure. Alors notre gouvernement examinera dans sa sagesse s'il lui convient de se prêter à leurs vœux.» Le ministre barre ce passage et il le remplace par quelques phrases banales: «Vous concevez combien il importe à la République française d'empêcher que les principes démocratiques du gouvernement de Genève ne souffrent une altération funeste. Il est de votre devoir de ne rien négliger pour y parvenir et je vous le recommande expressément.»

Le 25 janvier 1796, Desportes était de nouveau accrédité à Genève comme résident. Peu après la nouvelle des succès de Bonaparte en Italie parvenait dans notre ville et terrifiait ceux qui espéraient voir la Savoie rendue à ses anciens maîtres. Le 1<sup>er</sup> mai 1796, Desportes mande à Delacroix (p. 79): «Enclavés de toutes parts dans le territoire français, les Genevois supposent que notre premier soin sera d'attenter à leur indépendance... Leurs inquiétudes sont d'autant plus incurables qu'aussi orgueilleux que petits, ils croient que l'addition de leurs quatre lieues de territoire serait d'une grande importance pour le nôtre.» On lit en marge de cette dépêche la note suivante, due probablement à Delacroix: «Répondre que ce sera à Genève à supplier pour sa réunion et non à la France à se la procurer par quelque voie que ce soit.»

Nous ne voulons pas suivre par le menu la conduite de Desportes. Constatons seulement qu'il se mêle de plus en plus des funestes querelles des Genevois, querelles qui les rendent en partie responsables de la chute de leur patrie. L'échauffourée sanglante des 19 et 20 juillet 1796 (on a soupçonné Desportes, à tort d'après M. Barbey, de n'y pas avoir été étranger) lui permet de se poser en médiateur et de réclamer de Paris une série de mesures violentes ainsi que l'envoi de troupes à la frontière. Le Directoire juge sa conduite imprudente, et le 5 août il lui fait adresser une sévère remontrance (p. 114): «Vous n'avez pas le droit d'entrer dans le conseil des Genevois et d'y délibérer avec eux sur leurs propres affaires, quelque urgentes qu'elles soient.»

Survint une fâcheuse affaire de contrebande au pont de Carouge, dans laquelle le sang coula, le 4 avril 1797. «Félix Desportes était en butte, à ce moment, à un de ces accès de mauvaise humeur qui l'assaillaient de temps à autre» (p. 144). Aussi, le 16 avril, il autorisait un de ses secrétaires à composer un mémoire prônant, entre autres choses, la réunion de Genève à la France! Cependant, comme Desportes avait pu se convaincre que la conduite

des autorités genevoises dans l'affaire du pont de Carouge avait été parfaitement correcte, il ne se servit pas contre elles de ce fâcheux incident et il chercha d'abord à la défendre. Mais, lorsqu'il fut blâmé par ses chefs de n'avoir pas agi avec assez de vigueur, il craignit pour sa place, et il renonça à soutenir que les Genevois ne méritaient aucun blâme. Il fit bien plus, à en croire M. Barbey. « Cette date, dit-il (p. 152) est capitale dans l'histoire de la chute de Genève. C'est à partir du mois de juillet 1797 que le résident entra délibérément dans une voie nouvelle à l'égard de la République et qu'il n'eut plus désormais en vue qu'un but, consolider sa situation et mériter la reconnaissance du Directoire en amenant avec prudence et avec art les Genevois à se donner à la France. »

*Une voie nouvelle!* était-elle vraiment si nouvelle que cela? Ne suffirait-il pas de dire que Desportes était confirmé dans une résolution qu'il avait formée de longue date, et qu'il allait redoubler d'efforts pour faire triompher un projet qui jusque là n'avait pas trouvé l'appui de ses chefs? Ce ne sont pas les vues du résident qui ont changé, ce sont les circonstances générales en Europe et les plans du gouvernement français qui se modifient.

Depuis que le coup d'Etat du 18 fructidor (4 septembre 1797) fait sortir du Directoire deux amis de Genève, Barthélemy et Carnot, depuis que l'invasion des Français en Suisse est décidée, en janvier 1798, les jours de l'indépendance genevoise sont comptés. Le gouvernement français ne veut pas, cependant, employer la violence, et Desportes en est réduit à le tromper sur les sentiments des Genevois à l'égard de l'annexion projetée, et à tromper ces mêmes Genevois sur les ordres qu'il reçoit de son gouvernement. Le récit de M. Barbey est d'un intérêt poignant et il nous paraît sur plusieurs points définitif. Pas sur tous, cependant. On regrette qu'il n'ait pas soumis à une étude plus approfondie le fameux incident de l'offense au drapeau français qui servit de prétexte à l'annexion. Dans la nuit du 28 mars 1798, le drapeau placé sur la porte de la résidence fut maculé par des inconnus à l'aide d'un liquide noirâtre « composé d'encre et de noir de fumée ». Le soupçon naquit immédiatement que l'attentat n'avait pu être commis que depuis les fenêtres du résident. M. Barbey absout trop facilement Desportes pour que la question puisse être regardée comme résolue. « A considérer les faits avec attention, dit-il (p. 221), il est difficile d'accuser Desportes d'une pareille machination. Il était véritablement trop perspicace pour recourir à un artifice si grossier, et lui-même dans un rapport adressé au Directoire, où il n'avait rien à cacher de son dessein, se défendit d'en être l'auteur. » C'est tout, et ce n'est pas assez. On peut répondre que Desportes estimait sans doute qu'aucun artifice n'était trop grossier s'il lui permettait d'atteindre son but, et loin de n'avoir rien à cacher au Directoire, il lui dissimulait soigneusement, dans chacune de ses dépêches, et ses manigances et les sentiments réels des Genevois.

Le 15 avril 1798 vit le triomphe d'une politique détestable qui avait toujours été celle de Desportes, mais qui n'avait pas toujours été celle de

son gouvernement. Il nous semble qu'il n'est pas juste de vouloir diminuer une responsabilité que cet intrigant dépourvu de scrupules eût sans doute revendiquée avec fierté.

Tel qu'il apparaît dans le livre de M. Barbey, Desportes est un personnage singulièrement vivant. Fort intelligent, il n'est point un méchant homme; il est naturellement bienveillant, mais il est léger, égoïste, avide de jouissances; surtout il a la passion et le génie de l'intrigue. Sans qu'il veuille le réhabiliter, son biographe éprouve pour lui, on le sent, une vraie sympathie. Il est fort possible que les patriotes genevois aient été injustes en exécrant Desportes, car, en les annexant, il voulait leur bonheur! Et cependant les sentiments de colère et de désespoir d'un Butin et de ceux qui pensaient comme lui sont bien naturels, leurs efforts pour obtenir des concessions que M. Barbey attribue à la magnanimité de Desportes sont dignes d'éloges, et on lira avec intérêt la note (imprimée à la suite de ce compte-rendu) que M. Marc Peter, l'éditeur de la correspondance de Butin, a bien voulu rédiger sur ce sujet.

Des accusations très graves furent portées en 1813 contre Desportes, alors préfet du Haut-Rhin, et il fut destitué le 12 mars. En 1815, Carnot le prévint que «des notes infâmes existaient sur son compte au ministère». M. Barbey attribue ces accusations à des ennemis personnels du préfet, gens d'une moralité fort douteuse. et il mentionne «une lettre très digne de Desportes qui le justifie, semble-t-il, mieux que toute démonstration, des imputations lancées par le maire de Colmar». Nous n'avons pu trouver dans l'Appendice cette lettre à laquelle renvoie M. Barbey (p. 276, note 1.) Elle devrait porter le n° 44, qui manque dans l'Appendice. — Signalons une autre inadvertance de l'auteur. La gravure qui figure après la p. 162 sous ce titre: «Entrée de Bonaparte à Genève en 1797» ne peut se rapporter qu'à l'entrée de Bonaparte lors de sa seconde visite, en 1800, puisque la légende gravée dans la partie supérieure le qualifie de Premier Consul.

Si nous avons présenté certaines critiques à M. Barbey, nous tenons à le remercier, en terminant, d'avoir publié, sur une époque si longtemps négligée, ce beau volume, bien écrit et solidement documenté. Remercions le aussi de la promesse de raconter un jour l'histoire des préfets de l'Empire dans le département du Léman.

Charles Seitz.

#### NOTE DE M. MARC PETER.

M. Barbey prétend que le syndic Butin et ses collègues se montrèrent injustes pour le résident, exagérant même la portée des incidents qui surgirent lors de la rédaction du Traité de Réunion (p. 242); il estime qu'ils étaient mal fondés à se plaindre et avec Gasc il a l'air de trouver que leurs «jérémiades» (p. 244) «témoignaient trop de cette animosité que le Conseil avait depuis longtemps contre le résident.» Car, dit-il, si la convention respectait la plupart des intérêts de Genève et sauvegardait toutes (!) ses institutions, c'est que loin de traiter la République en pays conquis, Desportes

— ses dépêches le prouvent — s'efforça de sauvegarder son industrie et plaïda avec chaleur auprès du Directeur la cause de la Cité.» (p. 243.)

Il résulte de ce qui précède que M. Barbey approuve ceux qui prenaient très aisément leur parti de la perte de l'indépendance genevoise. Et vraiment il n'est pas éloigné de penser que les Genevois auraient dû montrer un peu plus de reconnaissance à Desportes de sa mansuétude au lieu d'exagérer la portée de ses accès de colère! «Vous leurs fîtes Seigneur en les croquant beaucoup d'honneur!» semble-t-il dire à Desportes, des Genevois de 1798. Et pourtant, les lettres des 20, 21, 23 et 27 avril de Butin, sorte de journal écrit pour renseigner Micheli, et plus sincère que les dépêches de Desportes, ne prouvent-elles pas les efforts des magistrats genevois pour arracher article par article à Desportes des conditions plus favorables? Et si Genève conserva quelques-unes de ses institutions, si beaucoup de ses intérêts furent sauvegardés, ne le doit-elle pas aux «perpétuelles réclamations» de ceux qui s'indignaient de la perte de leur indépendance, plutôt qu'à la veulerie d'un Gasc qui acceptait son sort avec résignation, et qui d'ailleurs dès le 20 mars 1798 (selon Desportes p. 350) s'était montré favorable à l'annexion avec Janot, Bourdillon, Pictet, Lasserre et Roux-Dassier, les réunisseurs, comme les appelait Butin? Quant à Micheli, il ne partageait pas, quoiqu'en dise M. Barbey, l'avis de Gasc sur les bienfaits de la Réunion et la grandeur d'âme du résident. Il reprochait au contraire aux Genevois de ne pas avoir été assez fermes envers Desportes. Et si la démarche de la Compagnie des pasteurs que M. Barbey trouve naturelle et sage (p. 251) paraissait à Butin «la plus irrégulière et la plus inconsidérée» c'est que dans son mémoire du 17 avril 1798 à Desportes, la Vénérable Compagnie avait dit «*Considérant enfin que le peuple genevois, en manifestant son vœu de réunion à la République française....*» ce qui était évidemment contraire à la vérité puisque le peuple genevois avait déclaré qu'il désirait rester indépendant, et maladroit ensuite aux yeux de ceux qui, comme Butin, conservaient encore quelque espoir de voir le résident désavoué par ses chefs.

Ainsi dans son désir de réhabiliter quelque peu Desportes bien qu'il s'en défende, M. Barbey n'a pas apprécié assez objectivement le rôle du résident et des magistrats genevois cités par lui dans son ouvrage. Celui-ci n'en reste pas moins une très belle contribution à l'histoire de la République de Genève.

---

**Heinrich Almann**, Geschichte der Befreiungskriege. 2 Bände. Verlag von R. Oldenbourg. 1914 und 1915. Preis geb, 18.50 M. 8°. 477 und 558 Seiten.

Der Verfasser betont, im Gegensatz zu den zahlreichen militärgeschichtlichen Werken, die politischen Vorgänge und diplomatischen Unterhandlungen. Er anerkennt den erzieherischen Wert der strategischen Analyse, vermisst aber die «Vertiefung des Tatbestandes durch psychologische und politische Beleuchtung der Motive der Handelnden sowie der Willensregungen

der Massen.» Der Militärschriftsteller ist ihm zu wenig Historiker; ihm fehlen die Kenntnisse des «Fachmannes». Ihm, dem Verfasser, stehen sie allerdings reichlich zur Verfügung; nur das eingehende Studium der Einzelfragen, die langjährige Beschäftigung mit dem ausgedehnten Material und die tiefe Durchdringung des Stoffes bringen schliesslich eine so inhaltreiche, sichere und geschlossene Darstellung zur Reife, wie sie namentlich in den Kapiteln von der Fremdherrschaft, in der Schilderung des preussischen Risorgimento dem Leser eindrücklich wird. Um so empfindlicher wird dem schweizerischen Historiker die lückenhafte und unzuverlässige Behandlung der eidgenössischen Angelegenheiten erscheinen. Auch die Beurteilung der französischen Verhältnisse beweist, dass der Verfasser das Hauptinteresse seinem deutschen Volke vorbehalten hat.

Aber gerade das muss hervorgehoben werden, dass Almann sich vor patriotischer Überschätzung hütet, und dass er jene gefährlichen Karrengeleise meidet, die in den letzten Jahren von den nationalen Darstellern der Befreiungskriege gern befahren worden sind. Den Versuchen gegenüber, das Verdienst für die Erhebung Ostpreussens als gemach von York auf den König Friedrich Wilhelm hinüberzuspielen, kann ich mir keine gründlichere Widerlegung, keine durch ihre Sachlichkeit eindrücklichere Ablehnung denken als die wissenschaftlich einwandfreie und entschlossene Darstellung Almanns. Mit psychologischer Schärfe werden auch die leitenden Staatsmänner und die «führenden Geister in Preussen» gekennzeichnet. Man gewinnt die Überzeugung, dass auch hier der Verfasser nicht fremdes Urteil übernimmt, sondern jedesmal nachprüft, sich in die Bewegung der Zeit, in die Konflikte, in die Schwierigkeiten hineindenkt und alle Möglichkeiten in Erwägung zieht. Seine Kritik ist in der Hauptsache fruchtbare Kritik. Aus zuverlässigen Einzelheiten weiss er ein lebendiges Zustandsbild zu schaffen; die Psychologie der Masse, das Auseinanderhalten der verschiedenen Willenskräfte und Auffassungen führen zu Resultaten, die weit über die übliche Schilderung vom «Geist der Nation» hinausragen. Um so bedauerlicher ist, dass sich oft der präzise Ausdruck nicht einstellen will und dass der Stil manchmal recht schwerfällig ist (vgl. II 370. 371).

Unbefriedigend ist die Darstellung der nach der Schweiz gerichteten Operationen der Verbündeten. Der Verfasser stützt sich zwar auf die vortreffliche Untersuchung Öchslis, aber er hat sich dessen Klarheit nicht zu eigen gemacht. Er spricht von einer «modernisierenden Mediationsakte», verlegt die Neutralitätserklärung der Tagsatzung auf den 13. statt den 18. November 1813; der durch Schwarzenberg befohlene Einmarsch «musste um den 11. Dezember aufgeschoben werden» — es handelt sich um den 13. Dezember, — am 12. Dezember findet die Verlegung des Hauptquartiers von Frankfurt nach Freiburg statt. Die Stellung Alexanders von Russland und seine Absichten und Entschlüsse der Schweiz gegenüber kommen nicht zu klarem Ausdruck, sondern beruhen teilweise auf Irrtum. Die politischen Absichten Metternichs, dem es in erster Linie auf die Reaktion in der Eidgenossenschaft ankommt, erfasst er weder in ihrer Tragweite noch in der

Wirkungskraft. Auch die Behauptung, dass sich die schweizerische Armee «kraft eines geheimen Abkommens» von der Grenze zurückgezogen habe, stimmt mit dem wirklichen Vorgang nicht überein. Aus Radetzkys Operationsentwurf vom 12. Dezember liesse sich allenfalls diese irrtümliche Auffassung erklären. Hierin ist der vom Verfasser wiederholt angefeindete Friederich (Befreiungskriege) wenn auch nicht fehlerlos, so doch bedeutend zuverlässiger.

Bottmingen-Basel.

Dr. Gustav Steiner.

**Hans Schmid**, Oberst Friedrich Frey-Hérosé, schweizerischer Bundesrat.  
Zürcher Dissertation. Zürich 1915.

Die geschichtliche Erforschung des Aargaus, die so eigentlich mit der Gründung der historischen Gesellschaft des Kantons (1860) anhebt, hat sich anfänglich vorzugsweise mit weiter zurückliegenden Perioden befasst. Es ist, als ob die Jahrhundertfeier (1903) auch die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Sturm- und Drangperiode des neugegründeten Kantons, der Forschung freigegeben habe. Sozusagen von diesem Datum an haben wir eine ansehnliche Reihe höchst bemerkenswerter Monographien über Personen und Ereignisse aus jener Zeit zu verzeichnen. Heute legt uns Hans Schmid seine Dissertation über den Aargauer Friedr. Frey-Hérosé, Oberst, Regierungsrat und Bundesrat vor, allerdings nur den zweiten Teil seiner Arbeit, indem er, mit Genehmigung der Fakultät, den Druck des ersten Teils auf gelegenerer Zeit verschiebt.

Es ist für den Referenten eine etwas missliche Sache, ein Werk zu besprechen, von dem er nur eine Hälfte kennt. Der zweite Teil ruht doch in vielen Einzelheiten, wie vor allem im Gesamtaufbau, auf dem ersten, und Manches kann ohne diesen nicht recht verstanden werden. Doch suchen wir uns mit der Sachlage abzufinden; wer sich über des Lebensganges erste Hälfte orientieren will, dem steht die bis 1848 reichende Autobiographie Freys zur Verfügung (Taschenbuch der Argovia 1882).

Die Arbeit beginnt mit der Konstituierung des Bundesrates am 21. November 1848; die Wahl selbst gehört noch dem Schlusse des ersten Teils an. Der Inhalt gliedert sich ganz sachgemäss nach den Aufgaben, wie sie Frey-Hérosé nacheinander zu übernehmen hatte: während der zwei ersten Perioden (1848—53) verwaltete er das Handels- und Zolldepartement; 1854 bekleidete er das Bundespräsidium; in den beiden mittlern Amtsperioden (1855—59) stand er dem Militärdepartement vor; 1860 war er wieder Bundespräsident; und für die letzten zwei Triennien (1861—67) war ihm wieder das Handels- und Zolldepartement zugeteilt.

In den Vordergrund stellt der Verfasser die Leistungen Freys als Vorsteher des Handels- und Zolldepartements. Nicht nur füllen sie 11 von den 18 Jahren aus, sondern sie sind auch sein Bestes. Mit weitem Blicke hat der ehemalige Kaufmann, dem Organisation und Verwaltung wohl vertraut waren, die Aufgaben erfasst, welche für das neuerrichtete Staatswesen

auf seinem Gebiete zu lösen waren. Das neue Zollgesetz, durch welches die Zölle an die Schweizergrenze verlegt und eine Menge der verschiedenartigsten kantonalen Gefälle liquidiert werden; eine stattliche Reihe von meist glücklichen Handels- und Zollverträgen, durch welche der Industrie, dem Handel der Schweiz der Weg zu den meisten europäischen und vielen Völkern der übrigen Erdteile eröffnet oder doch wesentlich verbessert wurde, legen dafür Zeugnis ab.

Weniger Erfolg war Bundesrat Frey in der mittleren Periode beschieden, wo er das Erbe Ochsenbeins, das Militärdepartement, anzutreten hatte. Wie der Verfasser den Obersten Frey als Offizier einschätzt, hätte uns wahrscheinlich der erste Teil seiner Arbeit gesagt; hier erfahren wir nur, dass «sein militärisches Fühlen und Denken seit den Vierziger Jahren grosse Wandlungen in absteigender Linie durchgemacht hatte» und dass ein konservativer Zug seine Tatkraft und damit den so notwendigen Fortschritt hemmte. Ganz durchsichtig wird hier die Meinung des Verfassers nicht; nahm doch dann der Chef des Militärdepartements zwei höchst wichtige Reorganisationen vor: die der Zentralschule und der Truppenzusammenzüge. Die wichtigsten Ereignisse dieser Periode waren der Neuenburger Handel und der italienische Krieg (1859). Fornerod und Frey-Hérosé bildeten die bundesrätliche Delegation nach Neuenburg. Die Darstellung dieser Mission ist unnötig breit geraten. Auffallend ist es, wenn im Augenblicke einer drohenden kriegerischen Verwicklung mit dem Auslande der Chef des Militärdepartements sich vom Bundesrate zur Beteiligung am Feldzuge ermächtigen lässt, statt die wichtigen Arbeiten seines Departements selbst zu leiten. Zuzugeben ist freilich, dass sein Amt seit 1875 und 1907 eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat als vorher.

Für die beiden Jahre der Präsidentschaft (1854 und 1860) hatte Frey-Hérosé das politische Departement zu übernehmen. Als wichtigste Angelegenheit fiel ihm die Erledigung des vom Vorgänger übernommenen Savoyehandels zu. «Frey-Hérosé war kein bedeutendes politisches Talent», sagt Schmid von ihm, und weist ihm auch eine diplomatische Entgleisung nach, die dem Ansehen des Bundespräsidenten nicht nützlich war. Mir scheint, der Verfasser hätte den Vorwurf unzureichender Eignung dem verdienten Manne ersparen und dafür jenes unhaltbare System anschuldigen dürfen, nach welchem das zum Präsidenten vorrückende Mitglied des Bundesrates sein Departement nicht beibehalten konnte, sondern das politische zu übernehmen hatte, dem gegenüber unter Umständen seine Fähigkeiten versagten und wobei noch dazu dieses Departement von Jahr zu Jahr in andere Hände überging, gewiss nicht zu seinem Nutzen. Seit kurzem ist die Sache ja nun anders geordnet.

Die Darstellung ist dem Gegenstande angemessen. Wohltuend wirkt, dass der Verfasser uns mit lauten Urteilen verschont; meist verstehen wir auch so, wie er's meint. Freilich gibt es Stellen, wo er mit seiner Meinung hätte herausrücken müssen; wo er fremde Urteile heranzieht, unterlässt er zu sagen, ob er sie für richtig hält oder nicht. Ein Beispiel: der Verfasser

zitiert (p. 31) den «Bund»: «Auffallend ist die magere Mehrheit, welche Herr Frey (als Bundespräsident) auf sich vereinigte . . . die Linke soll ihm Mangel an Entschiedenheit in der österreichischen Angelegenheit vorwerfen.» Weder hier, noch wo diese Angelegenheit erörtert wird, erfährt man die Ansicht des Verfassers über die Berechtigung des Vorwurfs. Ein leiser, nicht begründeter Vorwurf ergibt sich auch, wenn gesagt wird, Welti sei Frey-Hérosé an Intelligenz und Charakter überlegen gewesen (107) oder: die Kommission (unter Frey's Vorsitz) «schien ihre Aufgabe sehr ernst zu nehmen» (p. 82).

Doch solche Ausstellungen sollen das Urteil nicht beeinträchtigen, dass die Arbeit (soweit der Torso es erkennen lässt) dem Dargestellten gerecht wird. Der Referent freut sich, dereinst auch den ersten Teil kennen zu lernen, der ihm dann dies und jenes wohl erst ins rechte Licht rücken wird.

Aarau.

Dr. Ernst Zschokke.

